

Leni

«Was willst Du?» Wie oft habe ich diese Frage gehört. Wie oft eine Antwort, eine Erklärung gesucht. Diese Frage hat mich seit meiner Kindheit begleitet – und doch habe ich sie erst sehr spät in meinem Leben an mich gestellt. Natürlich habe ich mich immer mal wieder gefragt: «Was willst Du? Rot oder Grün, rund oder eckig?» Aber bei diesen Fragen ging es nie um wichtige Dinge. Ich meine wirklich wichtige Dinge, deren Entscheidungen eine Auswirkung auf das Leben hatten. Diese Fragen konnten nur die Oberfläche in Bewegung setzen, nicht jedoch die Schichten in der Tiefe.

Der eindringlichste Fragesteller war mein Vater. Er richtete diese Frage in all ihren möglichen Variationen und bei unzähligen Gelegenheiten an mich. Bei den meisten Menschen ist es möglich, eine direkte Antwort zu umgehen, sich durch ein Abschweifen vom eigentlichen Kern zu entfernen, um an den Punkt zu gelangen, den man bereit ist zu offenbaren. Nicht so bei meinem Vater. Er erkannte jedes Ablenkungsmanöver

und jeden Versuch, mich aus der Schlinge zu befreien, sofort, und sein Blick reichte aus, um mich verstummen zu lassen. Er drängte mich nie und hat mir immer ausreichend Zeit gegeben, um mir Gedanken über die Antwort zu machen. Seine Hartnäckigkeit, fast möchte ich sagen seine Pedanterie, hat meinen beruflichen Werdegang vorangetrieben, mehr noch, ihn überhaupt erst aufgedeckt. Egal ob ich gerade Ritter, Forscher oder Polizist werden wollte, er hörte sich jede noch so unsinnige Idee geduldig an. Doch mit dem Eintritt in das Gymnasium war meine Schonfrist beendet. Von da an übergang er meine Kindheitsträumereien und begann zu fragen: ‹Was willst du im Leben erreichen?› Ich kannte weder die Antwort, noch hatte Lust, mir darüber Gedanken zu machen. Ich wollte, wie bisher, einfach das Abenteuer suchen, mich nicht festlegen, sondern am nächsten Tag etwas völlig anderes denken können als am vorangegangenen.

Die Schule fiel mir leicht, und so hatte ich an den Nachmittagen viel Zeit, mich mit den Dingen zu beschäftigen, die mich wirklich interessierten: die Natur und die Bücher. Mein Vater nutzte meine Veranlagung und förderte mich, ohne dass ich es je als Bevormundung oder Zwang verspürt hätte.

Die Welt der Bücher hatte mich schon früh gefangen genommen, und auch das habe ich meinem Vater zu verdanken, den ich bei jeder Gelegenheit mit einem

Buch in der Hand vorfand. Ich griff zu Autoren, die meinem Alter nicht entsprachen, ließ mich von Jules Verne in andere Welten führen, erlebte gemeinsam mit Kapitän Ahab die schicksalhaften Walfangfahrten oder die Ungerechtigkeit der Sklaverei mit Onkel Tom. Das Thema Freiheit beschäftigte mich zunehmend, und so war es nicht verwunderlich, dass ich mich auch in den Bücherreihen von Kierkegaard und seinen philosophischen Kollegen bald zu Hause fühlte. «Was willst du?» war also eine Frage, die mich nicht aus der Ruhe bringen sollte – und doch zuckte ich innerlich zusammen, als sich diese ernsten Worte in meinem Kopf formten.

II

Auch während des Studiums mussten Entscheidungen getroffen werden, um die Schwerpunkte richtig zu legen, den großangelegten Plan nicht aus den Augen zu verlieren. Hier handelte es sich ohne Zweifel um wichtige Fragen, die einen wesentlichen Einfluss auf mein späteres Leben haben sollten. Und doch waren es immer noch oberflächliche Fragen, die mein Innerstes nicht einmal zu streifen vermochten. Ein Innerstes, das mir auch heute noch nicht in all seiner Komplexität, seiner Vielschichtigkeit bewusst ist, und das mich immer wieder in Staunen versetzt.

Die Fragen der Frauen zielten meistens auf dieses Innerste ab, das sie zu ergründen suchten, um meine Nähe spüren zu können, wie sie sagten. Für mich lag die Vermutung nahe, dass es vielmehr mit dem Verlangen nach Macht zusammenhing.

Der Zeitpunkt, an dem diese Fragen auftauchten, war von Frau zu Frau verschieden. Bei der einen dauerte es ein paar Monate, bei der anderen hingegen nur

ein paar Tage. Allen gemeinsam war ihnen dieses Verlangen zu ergründen, zu entdecken, wer da vor ihnen stand. Ich gab dem Drängen nach und erzählte bereitwillig von mir, bis zu einer bestimmten Linie. Weiter jedoch nicht.

Interessanterweise befand sich diese Linie bei jeder Frau an einer anderen Stelle und so lernten mich meine unterschiedlichen Partnerinnen jeweils als einen anderen Mann kennen.

III

Ich kann mich noch gut an meine erste Liebe erinnern. Sie hieß Christiane, war einen halben Kopf kleiner als ich und eine der drei Töchter des Gutsherren, der uns das Haus verpachtete, in dem wir immer unsere Sommer verbrachten. Es lag in direkter Nachbarschaft zum Herrenhaus, in dem die Familie von Stein lebte. Das ganze Dorf war einst in ihrem Besitz und noch heute ist eine Art Ehrfurcht zu spüren, wenn das Gespräch auf die von Steins kommt. Selbst der Rücken meines Vaters streckte sich leicht durch, wenn wir bei unseren Spaziergängen dem Gutsherren bei seinem Ausritt begegneten.

Christiane und ich waren gleich alt und lernten uns bereits im ersten Sommer kennen. Ich wusste nicht, wer sie war, und als sie es mir gesagt hatte, wusste ich nicht um die Bedeutung. Sie war ohnehin eine Prinzessin für mich, mit ihrem blonden Haar und der Art, wie sie sich bewegte.

Unsere Wege kreuzten sich im Wald, der hinter dem Dorf begann und sich kilometerweit in alle Richtun-

gen erstreckte. Sie saß, in ein Buch vertieft, an einer Stelle am Fluss, an der ich das Ufer wechseln wollte. Sie hatte mich nicht bemerkt, und so konnte ich sie eine Zeit lang ungestört beobachten. Dann ging ich zu ihr und wir kamen in ein Gespräch.

Von diesem Tag an verbrachten wir viel Zeit miteinander, gingen schwimmen, erkundeten die Gegend mit dem Fahrrad oder liefen durch den Wald. Jedes Mal, wenn ich heute durch einen Buchenwald gehe, fühle ich mich in meine Kindheit zurückversetzt und muss an Christiane denken.

«Was willst du einmal werden?», fragte sie mich eines Tages, als wir im Gras lagen und uns trocknen ließen.

«Vielleicht Journalist», antwortete ich ihr. «Auf jeden Fall etwas mit Schreiben.»

«Worüber willst du schreiben?», wollte sie wissen.

«Über fremde Länder und ihre Kulturen. Ich möchte wissen, wie andere Menschen leben, worin sie den Sinn des Lebens sehen, wie sich ihre Gemeinschaften aufbauen und worauf.»

Doch als ich es ausgesprochen hatte, überfiel mich eine Traurigkeit, die mich verunsicherte und die ich erst einige Jahre später einordnen konnte.

Mit jedem Sommer wurde unsere Verbindung enger, und Christiane nahm eine Stellung in meinem Leben ein, die weit über eine Freundschaft hinausging. Sie

war mir nah wie eine Schwester und vertraut wie der beste Freund. Doch eines Sommers spürte ich noch etwas anderes, unbekanntes. Ich behielt es lange für mich, sprach weder mit Christiane noch sonst irgendwem darüber.

Ich war 14 Jahre alt, als ich mit der Liebe in Berührung kam. Bis dahin gab es nur meine Familie und meine Freunde, und obwohl sie alle ein Teil von meinem Leben waren, ein Teil von mir waren sie nicht.

Bei Christiane war es anders. Sie war ein Teil von mir geworden, ohne dass ich es gewusst oder nur geahnt hätte. Ganz langsam formte sich ein Gedanke in mir und nahm Gestalt an, bis ich ihn deutlich erkennen konnte. Ich wollte Christiane heiraten, mit ihr eine Familie gründen und bis an mein Lebensende mit ihr zusammen bleiben. «Bis dass der Tod euch scheidet», flüsterte ich immer wieder, doch ich behielt diesen Gedanken für mich und vertraute darauf, dass Christiane ebenso fühlte.

Es war kurz vor meinem 18. Geburtstag. Wir befanden uns auf dem Weg in unser Sommerhaus, da erzählte mein Vater, dass wir am Wochenende auf eine Hochzeitsfeier auf dem Gutshof eingeladen wären. Meine Mutter fragte überrascht, wessen Hochzeit es sei, und ich werde die Worte meines Vaters nie vergessen. Die Welt begann sich zu drehen. Alle Geräusche um mich drangen nur noch dumpf zu mir und immer wieder

vernahm ich die Worte: «Die von Christiane.»

Es musste sich um einen Irrtum handeln. Wahrscheinlich ging es um eine der beiden älteren Schwestern und Christiane würde mich gleich an unserem geheimen Platz erwarten.

Doch ich wartete vergebens. Christiane kam nicht, und ich sollte sie erst einen Tag vor der Feierlichkeit zu Gesicht bekommen. Sie schien aufgeregt zu sein und glücklich. Ich wollte sie so viel fragen, doch sie hatte nur die Vorbereitungen im Sinn, und so ergriff ich die Gelegenheit, mich zu verabschieden, als der Gärtner sie wegen des Blumenschmucks zur Seite nahm.

Christiane drehte sich zu mir, lächelte und sagte: «Wir sehen uns morgen bei der Feier.»

Ich nickte und ging. Meine Beine konnten mich kaum tragen, ich taumelte, und doch begann ich zu rennen. Ich wollte weg. Weg von diesem Ort, weg von Christiane.

Erst am Fluss blieb ich stehen.

Ich weiß nicht, wie lange ich dort saß, zusammengeskauert, den Blick auf das Wasser gerichtet. In meinem Kopf überschlugen sich die Gedanken und doch konnte ich keinen von ihnen fassen. Ich fühlte mich verraten und vollkommen leer. In meinen Gedanken rannte ich zurück zu Christiane, hielt sie mit beiden Händen fest und sagte, nein, ich schrie es ihr ins Gesicht: «Du

kannst nicht heiraten. Nicht ihn. Du bist meine Frau.›
Doch Christiane sagte nichts und lächelte mich stattdessen nur an. Ich begann sie zu schütteln, bis ich bemerkte, dass ich nichts in meinen Händen hielt...

Die Sterne waren bereits am Himmel zu sehen, als ich nach Hause kam. Ohne ein Wort ging ich in mein Zimmer und verschloss die Tür hinter mir. Ich rechnete mit einer schlaflosen Nacht, doch kaum lag ich im Bett, da fielen mir die Augen zu, und ich erwachte erst am nächsten Morgen wieder. Mein Körper fühlte sich schwer an, aber ich konnte mich an keinen Traum erinnern. Mit dem ersten Gedanken war sofort alles wieder da.

Sie trug ein schlichtes Kleid und sah bezaubernd aus. Nach der Zeremonie zog ich mich in unseren Garten zurück und versuchte zu lesen, doch die Worte wollten keinen Sinn ergeben, und der Wind trug immer wieder Musik und Lachen zu mir herüber.

Das Brautpaar würde sich am kommenden Tag für drei Wochen auf eine Kreuzfahrt begeben. Mit etwas Glück könnte ich also mit Christiane nach ihrer Rückkehr sprechen. Ich musste einfach wissen, wie das alles passieren konnte. Ich wollte es aus ihrem Mund hören und mich nicht mit den Erklärungen meiner Eltern zufrieden geben. Sie musste doch gewusst haben, was ich gefühlt hatte, und ich wollte mir nicht eingestehen,